

Friedrich Wilhelm Deichmann

17.12.1909 – 13.9.1993

Am 13. September 1993 verstarb in Mentana bei Rom in seinem Heim Professor Friedrich Wilhelm Deichmann, korrespondierendes Mitglied unserer Akademie seit 1969. Der Verstorbene wurde am 17. Dezember 1909 in Jena geboren. Er studierte seit 1929 zunächst in Graz, dann in München und Jena und schließlich in Halle, wo er bei Paul Frankl seine Promotion vorbereitete. Frankl mußte Deutschland freilich verlassen, bevor Deichmann seine Dissertation abschließen konnte. Die Promotion erfolgte in Halle 1934 mit der Arbeit „Darstellung der Grundtypen des Kirchenbaues in frühchristlicher und byzantinischer Zeit im Morgenland.“ Das Thema Architektur war damit angeschlagen, dem Deichmann durch alle Jahre seines Lebens eng verbunden blieb. Er fand zunächst Beschäftigung an den Berliner Museen, setzte sich aber bald nach Italien ab, wo er in Rom seine zweite Heimat fand. Die bewußte Distanznahme zum damaligen Deutschland war seiner akademischen Karriere nicht förderlich. Immerhin gelangen Werkverträge mit dem Deutschen Archäologischen Institut (DAI), dem er sich bald in besonderer Weise verbunden fühlte. Dies brachte nicht nur die Möglichkeit mit sich, in die reichen Bücherschätze des DAI einzutauchen, sondern gelegentlich auch zu reisen und die Kenntnis des archäologischen Materials in situ zu erweitern und zu vertiefen.

1944 wurde Deichmann von der Wehrmacht eingezogen und geriet prompt in alliierte Kriegsgefangenschaft bis Herbst 1945. Er konnte im Gegensatz zu manchen anderen nach seiner Entlassung in Rom bleiben, und die Alliierten benützten den Umstand, um sich seiner Sachkenntnis zu bedienen: sie machten ihn zum kommissarischen Bibliothekar des DAI, dessen Bücherschätze ja nun Beutegut waren und die es angesichts der unsicheren juristischen Verhältnisse jedenfalls vor Zersplitterung zu retten galt. Unter mißlichen Umständen und in selbstlosem Einsatz tat Deichmann alles, um die Bibliothek zu retten und vor der Übernahme durch fremde Hände zu bewahren. Er erfreute sich dabei, wie er mir wiederholt versicherte, der tatkräftigen Hilfe des Jesuitenpaters Kischbaum.

der Deckung im Vatikan hatte. Die deutschen Stellen wußten wohl lange nicht, was sie Deichmann zu verdanken hatten.

1954 verlieh die philosophische Fakultät der Universität Bonn ihm eine Honorarprofessur für christliche Archäologie, und kurz darauf folgte die evangelisch-theologische Fakultät derselben Universität mit der Verleihung des Ehrendoktorats.

Sein wissenschaftlicher Rang fand 1968 Bestätigung durch die Berufung in die Generaldirektion des DAI in Berlin und kurz darauf durch die Ernennung zum wissenschaftlichen Oberassistenten mit der Aufgabe eines Referenten für christliche Archäologie an der Zentralkommission in Berlin, aber mit Sitz in Rom — eine Konstruktion nicht ohne Ambivalenz und gelegentlichem Äquivok. Erst kurz vor seiner Pensionierung erfolgte die Ernennung zum wissenschaftlichen Direktor. Der Titel eines Referenten ist mehrdeutig und kann leicht ins Bedeutungslose absinken, wie neuere Beispiele zeigen. Doch Deichmann machte daraus alles, was sich machen ließ — er reizte ihn sozusagen aus —, dies allerdings einzig mit dem Gewicht seiner Persönlichkeit und seiner wissenschaftlichen Autorität.

1960, als er das Referat übernahm, gehörte er längst zu den hochrangigen Vertretern seines Faches. Diesen selbst erarbeiteten Rang verdankte er seiner intensiven Beschäftigung mit der Fachliteratur, auch wenn sie noch so abseitig scheinen mochte; dann aber besonders seinem gründlichen Studium der Monumente, das nicht an irgend einem Grundriß hängen blieb und darüber Wandsysteme, Decke oder Dach vernachlässigt hätte. Der Horizont seiner archäologischen Welt schob sich immer weiter hinaus. Daß Italien dazu gehörte, ist selbstverständlich. Griechenland kam dazu, Konstantinopel und sein Umland und schließlich die wichtigsten Provinzen Kleinasiens. Dann mit Nachdruck Syrien, bis weit in den Osten, Ägypten und Nubien und die magrebinische Küste, um schließlich noch nach Armenien und Georgien auszugreifen.

Es kann dann kaum überraschen, daß sich Deichmanns Auffassung von christlicher Archäologie kaum noch identifizieren ließ mit der Auffassung gewisser römischer Kreise, die in dieser Archäologie primär eine theologische Disziplin sehen wollten. Selbstverständlich hat Deichmann nie die Bedeutung mißachtet, die der christlichen Ikonographie und ihren Sujets im weitesten Sinne des Wortes beizumessen war, aber er konnte nicht übersehen, wie stark nach wie vor heidnische Muster und heidnisches Formempfinden in dieser Kunst maßgebend geblieben sind, bis hin zum Fortleben des heidnischen Mythos, dem er noch seine letzte, unvollendet gebliebene Arbeit widmen wollte. Für ihn war die sogenannte christliche Archäologie auf weite Strecken ein integraler Bestandteil

spätantiker Kulturgeschichte und nur verständlich in diesem Gesamtrahmen, mit tausend Linien immer noch nach rückwärts weisend und kaum gewillt, sich der Zukunft zu stellen.

Deichmann wußte, wann und wo er recht hatte, und er besaß missionarischen Eifer genug, diesen Ansichten auch Recht zu verschaffen. Als Mitherausgeber der byzantinischen Zeitschrift besaß er dafür eine renommierte Kanzel. Zunächst oblag ihm die Herstellung und Beaufsichtigung der Kunstbibliographie in dieser Zeitschrift, — eine Aufgabe, die ein geradezu heroisches Maß an technischer Arbeit verlangte. D
aber sollte diese Bibliographie die Entwicklung und den
Byzantinistik kritisch begleiten, vor Fehlentwicklungen warnen und Standards setzen. Deichmann hat sich dieser Aufgabe ein paar Jahrzehnte gewidmet. Seine Kritik war gefürchtet, weil sie kaum je zu widerlegen war, und auch kein erlauchter Name, etwa Grabar oder Krautheimer, schützte davor. Wer wird nach ihm diesen Standard aufrechterhalten können? Eine Frucht all seiner kritischen Arbeiten und Beobachtungen bildet ohne Zweifel seine Einführung in die christliche Archäologie von 1983, die ähnliche Werke, die den Nachbarwissenschaften gewidmet sind, an Fülle des Stoffes weit übertrifft.

Noch ist der Name Ravenna nicht gefallen — ein Name, der von Deichmanns Lebenswerk nicht mehr abtrennbar ist. Daß ihm die Stadt das äußerst seltene Ehrenbürgerrecht verlieh, war mehr als verdient. In seinen Publikationen taucht Ravenna schon zu Beginn der 50er Jahre auf und wird nicht mehr verschwinden. Eingehende Einzelstudien zu den Palästen und einzelnen Basiliken, zu Bau- und Sarkophagplastik, zur ravenatischen Hierarchie usw. münden schließlich in die großen Bände des Gesamtwerks „Ravenna, Hauptstadt des spätantiken Abendlandes“, dessen Abschlußband 1989 erschien, begleitet von Registern, die das Gesamtwerk auffächern und die einzelnen Themen und Motive zugänglich machen. Gerade dieser letzte Band macht es deutlich, daß die christliche Archäologie und daß die damit zusammenhängenden Fragen kunstwissenschaftlicher Natur ohne die Ausweitung auf die Kulturgeschichte der Zeit nicht in ihrer ganzen Tragweite erfaßt werden können. Deichmann holt noch einmal weit aus und entwirft ein Gesamtbild einer Hauptstadt und ihres Lebensrahmens: Kunstgeschichte eingebettet in die politische Geschichte, in die Geschichte der Institutionen, der Wirtschaft und Gesellschaft und nicht zuletzt der geographisch-physikalischen Gegebenheiten.

Man hat sich fast schon daran gewöhnt, die Spätantike als „age of spirituality“ zu bezeichnen. Deichmann konnte sich, m.E. mit vollem Recht, nicht dazu entschließen, sich diese Bezeichnung zu eigen zu

machen. Er kannte die Zeit zu gut, um auf schwärmerische Verzeichnungen hereinzufallen, und er arbeitete es klar heraus, daß die Kunst der Zeit alles andere war als ein Spiegel der spätantiken Wirklichkeit und einer allgemeinen geistigen Verfassung. Sie schwelgt in Wirklichkeitsferne, die vielleicht Hoffnung bedeuten will.

Auch die acht Jahrzehnte, die Deichmann zu leben vergönnt waren, bildeten kein age of spirituality, und der Geist hatte es immer schwer, sich gegen die Strukturen der Macht zu wehren. Nicht selten bekam er den Konflikt selbst zu spüren, und seine geistige Überlegenheit unterlag den festgefügtten Bohlen institutioneller Strukturen. Gelegentlich packte ihn darüber die Wut und es kam zu Zornausbrüchen sagenhafter Schärfe. Aber im Grunde wußte er dabei sehr wohl, daß ihm sein unbändiges Temperament einen Streich spielte, der ohne Folgen bleiben mußte. Immer wieder resignierte er und kehrte in seine Einsamkeit zurück, die er mit Größe trug.

Hans-Georg Beck